

DAS MAGAZIN

Vor knapp 40 Jahren sorgten
«HERR UND FRAU MÜLLER» für einen der grössten Skandale
in der Geschichte des Schweizer Fernsehens.
Worum ging es damals – und was hat das mit heute zu tun?



«UND ZWAR SUBITO»



Fredy Meier alias «Herr Müller»,
fotografiert in Zürich.

«Herr und Frau Müller» provozierten 1980 mit ihrem Auftritt im Schweizer Fernsehen das ganze Land. Ein analytischer Rückblick auf die Zürcher Jugendunruhen mit Fredy Meier alias «Herr Müller».

GESPRÄCH SILVAN LERCH & ANJA NORA SCHULTHESS
BILD FLORIAN KALOTAY

Es war, je nach Standpunkt, ein grandioser Streich oder einer der grössten Skandale in der Geschichte des Schweizer Fernsehens: Am 15. Juli 1980 sollte in der Sendung «CH-Magazin» über das Gesprächsthema Nummer 1 im Land debattiert werden: die Zürcher Jugendunruhen, die mit einer solchen Heftigkeit über das Städtchen hereingebrochen waren, dass selbst die «New York Times» darüber berichtete. Zur Sendung geladen wurden hohe Vertreter der städtischen Politik, unter ihnen Emilie Lieberherr, sowie der Polizeikommandant der Stadt Zürich. Zudem ein Aktivist und eine Aktivistin der Jugendbewegung. Statt für ihre Anliegen einzustehen und sich den wohlmeinenden bis tadelnden Fragen der Obrigkeiten zu stellen, verkleideten sich die beiden als «Herr und Frau Müller» – ein erzkonservatives Paar, das die ganze Sendung hindurch dafür plädierte, härter gegen die Krawallmacher durchzugreifen. Zum Beispiel durch die Verwendung grösserer Gummigeschosse, wie sie damals in Nordirland in Gebrauch waren. Oder durch den Einsatz von Napalm.

Der Auftritt führte zu einer Hetzkampagne im «Blick» gegen die beiden, inklusive Nennung ihrer richtigen Namen. «Frau Müller» – die Schwester des Filmemachers Samir – wurde in der Folge massiv bedroht und ist bis heute von den Geschehnissen verheert. «Herr Müller» heisst im richtigen Leben Fredy Meier. Er war Jugendarbeiter, Masseur, Deutschlehrer, Inserateverkäufer und vieles mehr. Meier ist mittlerweile 64 Jahre alt und lebt als Künstler und Frühpensionär in Zürich. Im Gespräch mit dem «Magazin» lässt er die Jugendbewegung – Zürichs wahres «68» – Revue passieren.

Das Magazin: Herr Meier, junge Menschen organisieren wieder Demonstrationen, um auf ihre Anliegen aufmerksam zu machen. Erinnert Sie die Klimabewegung an Ihre Bewegung?

Fredy Meier: Ja, denn was machen diese Kids? Sie gehen auf die Strasse – und erst noch auf fantasie- und lustvolle Weise. Man könnte ja annehmen, dass sie angesichts des Klimawandels, der ihre Zukunft bedroht, verbiestert oder böse wären. Sind sie aber nicht.

Trugen die Akteurinnen und Akteure der Zürcher Jugendunruhen 1980 mehr Ärger in sich?

Ich denke schon, auch wenn wir ebenfalls viel kreatives Potenzial besaßen. Doch an den Demos bekamen wir es schnell mit der Polizei zu tun, und die verstand keinen Spass. Da war es mit der Fröhlichkeit rasch vorbei.

Die Klimajugend erfährt viel Zuspruch. Fronten wie zu Zeiten der «Bewegung» gibt es nicht. Braucht es keinen Gegner mehr, an dem man sich abarbeiten muss?

Das zeigt, wie stark diese Bewegung ist. Allerdings muss man auch sehen, dass sich ihre Ausgangslage von unserer damals unterscheidet. Gegen Klimaschutz kann man ja fast nicht sein. Und das Thema einfach aussitzen, geht auch nicht mehr. Unsere Anliegen dagegen stiessen auf wenig bis null Verständnis.

Warum?

Uns ging es um Lebensraum. Wir wollten uns entfalten, konnten das aber nicht. Alles war so stier in Zürich Ende der 1970er-Jahre. Es gab kaum Spunten, in denen wir verkehren konnten. Oder dann schlossen sie um Mitternacht. Es fehlte ein Ort, an dem wir uns jederzeit hätten treffen können.

Wo hielten Sie sich auf?

Ich war oft in einer Gross-WG an der Weinbergstrasse. Dort lebten viele Anarchos. Besucht habe ich sie aber nicht primär aufgrund ihrer politischen Haltung. Mich faszinierte vielmehr die lebendige Szene, die sich mitten in der Stadt bildete.

Darum ging es auch der Arbeitsgemeinschaft «Rock als Revolte». Diese und weitere Gruppierungen wollten ab Herbst 1979 die Rote Fabrik nutzen. Die stillgelegte Seidenweberei am Stadtrand hätte ja schon seit Jahren

zu einem Kulturzentrum umfunktioniert werden sollen. Doch nichts passierte.

Das passte zur damaligen Situation. Die Gesellschaft war uns Jugendlichen gegenüber nicht wohlgesinnt. Als ich zum Beispiel mit der GAM, der Gruppe «Gewaltfreie Aktion Milchbuck-Tunnel», gegen das Verkehrsmonster Westtangente demonstrierte, wurde ich gleich verhaftet. Dabei hatten wir auf der Baustelle nur die Werkzeugcontainer verschlossen, um den Baubeginn hinauszuzögern.

Das reichte bereits für eine Verhaftung?

Na ja, wir schnitten auch noch die Schläuche eines Traxes durch. Aber dafür stellten wir den Bauarbeitern, die nun zur Untätigkeit gezwungen waren, Bier hin. Diese Intervention genügte, dass ich aus der F+F geschmissen wurde, der Schule für Kunst und Design – und das gegen den Willen der wunderbaren Leiterin Doris Stauffer. Es hiess, ich wolle gar nicht Künstler werden, sondern nur Rabatz machen.

Trotz all dieser Aktionen ging es mit der Zürcher Jugendbewegung erst im Frühling 1980 so richtig los. Warum?

Die Spannungen und Konfliktherde hatten sich ja schon vorher gehäuft.

Die Bereitschaft aufzubegehren war gegeben. Es lag etwas in der Luft. Doch bis es so weit war, fehlte uns nicht nur der erwähnte Treffpunkt. Noch mehr mangelte es an einem Zustand, der die Leute dazu gebracht hätte, abends nicht bloss mit ein paar Gleichgesinnten abzumachen, sondern sich zu versammeln.

Dieser Zustand war am 30. Mai 1980 erreicht: Da kam es zur grossen Demonstration vor dem Opernhaus.

Wir protestierten gegen einen 60-Millionen-Kredit, den das Opernhaus vom Stimmvolke eine Woche später für Renovationsarbeiten erhalten sollte, während die Stadt für uns Junge nie etwas tat. 60 Millionen waren damals eine riesige Summe, erst recht im Kontrast zu den O Franken, die für uns ausgegeben wurden.

Nannten Sie sich deshalb «die Kulturleichen»?

Ja, genau so empfanden wir uns – und das wollten wir zum Ausdruck bringen. Allerdings gingen die Meinungen auseinander, wie. Einige schlugen vor, vor dem Opernhaus einen Teppich aus Kulturleichen zu bilden. Diese Idee gefiel mir. Andere dagegen weigerten sich, sich vor den Besuchern, diesen «Bonzen», auf den Boden zu legen. Was uns einte, war die Bereitschaft zum Protest – die sich allerdings mit viel Unsicherheit verband. Auf Gewalt waren wir nicht aus.

Der Protestzug kam vor dem Eingang zu stehen...

...und dann geschieht etwas, das in dieser Art niemand erwartet hatte: Es macht «wutsch», plötzlich stürmen Polizisten mit geflochtenen Kampfschildern aus dem Opernhaus, stellen sich vor uns und verlangen, dass wir den Platz räumen. Was wir natürlich nicht taten.

Und dann?

Die Polizisten behaupteten, sie würden attackiert und müssten deshalb eingreifen. Klar, ein paar unserer Leute schmissen Dinge nach vorne, vor allem Latzen von der Baustelle daneben, aber nicht auf militan-

te Weise. Es war mehr ein Hinwerfen vor die Füsse der «Scheiss Schmier». Doch das reichte. Es knallte, und die Polizei fing an, massiv mit Gummischrot herumzuballern.

Die Situation eskalierte – und die Opernhaus-Krawalle brachen aus.

Das Verhalten der Polizei war nicht gerechtfertigt. Es animierte viele Demonstrierende zu sagen: Gut, dann tun wir jetzt auch ein wenig blöd. Wir haben zwar kein Gummischrot, aber wir können ja Steine werfen und weiteres Baumaterial. – Und dann ging es ab.

Im Verlauf des Abends stiessen aus dem Hallenstadion zahlreiche Besucher eines Bob-Marley-Konzerts dazu.

Was löste das aus?

Einen wahnsinnigen Schub, der die Polizei überforderte. Zeitweise erinnerten mich die Vorkommnisse an «Räuber und Poli». Wir flüchteten ins nahe gelegene Niederdorf, halfen uns gegenseitig auf, wenn jemand gestürzt war, versteckten uns in Seitengässchen und kamen erst wieder hervor, nachdem die Polizisten vorbeigerannt waren. So entstanden unerwartete Momente der Intimität.

Bedeutete diese Nähe einen Gegenentwurf zum kalten, distanzierten Zürich, wie Sie die Stadt wahrnahmen?

Diese gemeinsamen Erfahrungen des Aufbruchs brachten tatsächlich etwas Körperliches mit sich, das gefehlt hatte. Zürich war so bieder, eng, eisig und ernst. Damals veranstaltete man ja noch Wehrschaufen. Und nun zogst du Seite an Seite mit wildfremden Menschen durch die Gassen, die alle dasselbe verspürten. Da kam wortwörtlich etwas in Bewegung.

Danach war alles anders?

Nicht sofort. Nach der Opernhaus-Demo gingen wir wieder zurück, wo wir hergekommen waren: ins Elternhaus oder – wie ich – in die WG. Geändert hat sich die Situation erst, als das AJZ aufging. Dafür radikal.

Mit dem AJZ, dem Autonomen Jugendzentrum, griff die Bewegung eine Forderung auf, die in Zürich schon in den 50er-Jahren und 1968 formuliert worden war. Wie kam es 1980 dazu?

Im Vorfeld der Opernhaus-Demo ging es vor allem um den 60-Millionen-Kredit. An der Demo selbst nahmen dann ganz unterschiedliche Leute teil. Es gab die politisch Motivierten: Die verlangten ein Kulturzentrum in der Roten Fabrik. Und es gab jene, die einfach etwas Spass haben und gemeinsam durch dieses leblose Zürich ziehen wollten. Die realisierten erst am 30. Mai so richtig, dass die Jugendlichen weder eine Stimme noch Geld hatten. In diesem Gemisch an unterschiedlichen Menschen kam die Parole «AJZ» auf. Und allen wurde schlagartig klar: Ja, auch das möchten wir, und zwar subito.

Sie selbst waren damals bereits 25, also eigentlich zu alt für eine Jugendbewegung.

Ich konnte mir noch so Mühe geben, ein Jugendlicher war ich nicht mehr, sondern mindestens ein junger Erwachsener. Es gab aber noch weitere Ältere, auch ehemalige 68er, etwa in der «Hellmi», der Hellmutstrasse im Kreis 4. Das durchmischte sich gut mit den jungen Leuten, die von überallher dazukamen. Auf

uns traf der Satz zu: «Erst nachdem ich es gefunden hatte, wusste ich, wonach ich gesucht hatte.» Fortan warst du nicht mehr allein, es entstand ein Wir.

Nach langem Hin und Her stellte die Stadt Ende Juni 1980 eine leer stehende Fabrikhalle beim Carparkplatz als AJZ zur Verfügung. Was bedeutete Ihnen dieser Ort?

Als Treffpunkt war er extrem geil. Das Restaurant, die Veranstaltungen, wie es sich anfühlte, wie es dort roch: Dies alles deckte sich mit meinen Vorstellungen. Das AJZ hat aber auch relativ viel Energie gekostet. An Vollversammlungen diskutierten wir endlos, auch über die kleinsten Dinge – bis zur Frage, wo genau ein Mäuerchen aufgestellt werden darf und wo nicht.

War das nicht ernüchternd für Freigeister, die der Gesellschaft Biederkeit vorwarfen?

Nun, ich kann gut reden: Mit meinen 25 Jahren hätte ich kein Jugendhaus mehr gebraucht. Mir schwebte etwas Grösseres vor. An der Eröffnung sagte ein gleichaltriger Freund: «Mit diesem AJZ lassen wir uns nicht abspesen. Wir müssen es sofort anzünden, sonst haben wirs dann.» Das war natürlich halb als Spass gemeint, aber eben nur halb: Das Gebäude war ein alter Knochen, und wir sagten uns: Nehmen wir es an, werden wir uns in den nächsten Monaten mit nichts anderem mehr beschäftigen als mit diesem Scheissladen und seinen Dachziegeln, die nicht mehr dicht sind. – So kam es dann auch.

Das AJZ wurde wiederholt geöffnet und geschlossen, besetzt und geräumt. Es gab alles: Liebe und Lebensfreude, aber auch Streit, Übergriffe, Drogenelend. Nach zwei Jahren erfolgte der Abbruch. Sie dagegen hätten von Beginn an lieber ganz aufs AJZ verzichtet.

Es ging dabei weniger um die Furcht, dass ein solches städtisches «Zückerli» meine persönliche Autonomie verunmöglichen könnte, sondern um die Interessen der Bewegung als Ganzes. Beim AJZ und der Roten Fabrik stellten sich immer wieder die gleichen Fragen: wer sie betreibt, wie viel Geld wir von wem annehmen, ob so kultureller Freiraum übrig bleibt.

Diese Diskussionen verdeutlichen, dass unterschiedliche Ansichten herrschten. Gleichzeitig gab es Figuren, die mehr Einfluss ausübten – wie Sie.

Noch heute behaupten einige, es hätten immer dieselben Leute an Vollversammlungen gesprochen – und das seien durchs Band Männer gewesen. So absolut stimmt das nicht. Das beweisen Aufnahmen, die im Sozialarchiv liegen. Es gab immer auch Frauen, die ans Mikrofon traten. Und das war nötig! Generell durften alle sagen, was sie wollten. Wir folgten keinem ideologischen Überbau. Vollversammlungen, die einer braven Schulklasse glichen mit einem Lehrer, der vorne stand und sagte, was Sache ist? Vergiss es!

Wie war es dann?

Zuerst einmal diente die Vollversammlung dem grossen Palaver. Hier hat man sich gesehen, getroffen, gespürt. Wir tauschten uns aus, informierten uns, lasen die neuesten Flugblätter. Es war eine ständige Bewegung von Leuten, die ihre Projekte vorantrieben.

Es gab aber auch Streit über Ideen, und der wurde am Mikrofon ausgetragen.

Wer gehört werden wollte, musste geschickt argumentieren. Einfach straight eine Direktive durchzugeben, das lief nicht. Keiner konnte kommen und sagen: So, jetzt machen wir das und das – das hätte die Bewegung nie abgenickt. Genauso wenig funktionierte es, irgendeinen gelehrten Diskurs zu führen.

Langweilten Sie solche Monologe?

Ja! Das mussten die paar 68er erfahren, die mit ihren theoretischen Analysen auftraten. Wenn da einer sagte: «Polizeigewalt ist Staatsgewalt, und Staatsgewalt ist der hilflose Versuch eines Staats, die Aufmächtigkeit einer Bewegung niederzuschlagen», war uns das zu abgehoben. Niemand wollte sich von einem 30-jährigen die Welt erklären lassen. Die Bewegung funktionierte viel unmittelbarer. Wir hatten gar nicht die Zeit zu sagen: Stopp, Geschichte anhalten, Analyse machen. Wo stehen wir? Was wollen wir? Wie machen wir weiter? – Dauerte eine Vollversammlung zu lange, riefen die Leute «Demo» und gingen raus.

Das klingt jetzt etwas gar danach, als ob die Bewegung überhaupt nicht reflektiert hätte.

Natürlich haben wir uns Gedanken gemacht. Ich glaube jedoch, dass vieles auch nicht geplant war, sondern einfach passiert ist, vor allem zu Beginn. Die Menschen brauchten keine Anleitung. Diese Offenheit trug dazu bei, dass die verschiedensten unter uns Lust bekamen, selbst aktiv zu werden – und zwar unabhängig davon, ob sie meinten, jetzt breche die Revolution aus, oder abgeklärter waren.

Prägend für die Bewegung wurde Ihr Auftritt in der Diskussionssendung «CH-Magazin» des Schweizer Fernsehens. Sie und eine Freundin waren als Vertreter der jugendlichen Aktivisten eingeladen. Stattdessen traten Sie als Hans und Anna Müller auf – ein erzkonservatives Paar, das in absurd übersteigerter Weise den Standpunkt der Kritiker einnahm.

Die Ausgangslage war verlockend. Damals gab es gefühlte drei TV-Sender. Das wäre die grosse Chance gewesen, unsere Position einer breiten Öffentlichkeit darzulegen. Jeder linke Politiker hätte uns darin bestärkt, die Repression der Polizei anzuklagen. Nur: Was hätten wir sagen sollen? «Ihr seid so gemein, ihr habt Gummigeschosse eingesetzt und uns Augen ausgeschossen»? Wir mussten nicht lange überlegen, bis klar war, dass wir eben gerade keine Inhalte liefern würden.

Sie wählten die Ironisierung. Warum?

Es war eben auch viel Lust im Spiel. Das Fernsehen gab uns einen Freipass, indem es die Sendung live ausstrahlte. Erst diese Unmittelbarkeit bewog uns, das Ding durchzuziehen – und zwar auf unsere Art. Statt seriös aufzulisten, was alles nervte, wollten wir der Bevölkerung einen Spiegel vorhalten: «So seid ihr!» Diese Idee stiess sofort auf Zustimmung, was nur möglich war, weil alle Beteiligten sie irgendwie schon in sich getragen hatten. Wir mussten sie bloss noch artikulieren. Unser Auftritt wurde zum Ausdruck kollektiver Vorbereitung. —>

Wie lief diese Vorbereitung ab?

Das geschah in der erwähnten «Hellmi». Diese Strasse wurde zu einem unserer Orte, denn nebst 68ern wohnten dort auch viele Bewegte. Rund ein Dutzend Personen kamen im Innenhof zusammen, um sich auszutauschen. Wir wussten: Hier bleiben wir ungestört. An einer Vollversammlung oder in einem Spunten hätten wir dagegen immer mit einem Spitzel rechnen müssen.

«Müllern» bezeichnete fortan das Persiflieren des biederen Bürgers. Der Begriff ging in den Wortschatz der Bewegung über, genauso wie «subito». Was hatte es mit diesem Wort aufsich?

Live im Fernsehen zu sein, war subito. Aber nicht im Sinne von «sofort». Das meinten wir auch nie bei den Forderungen, die wir mit einem «und zwar subito» versahen. «Subito» hiess nicht: «Hey, ihr Politiker, macht jetzt sofort das und das», denn wir wussten, dass sie sich nicht darauf einlassen würden.

Sondern?

«Subito» hat mehr uns gemeint. Das Wort stand für den Wunsch, sich weiterzubewegen – und nicht in irgendeiner Kommission als Delegierte der Bewegung zu landen. Deshalb haben wir uns auch der Politik gegenüber bis zu einem gewissen Grad verweigert.

Das nahm teils dadaistische Züge an, etwa als eine weitere Sendung des Schweizer Fernsehens, die «Telearena», abgebrochen werden musste, weil kostümierte Bewegte mit Johlen, Seifenblasen und Luftballons die Reden der Politiker störten.

Wir wollten gar nicht, dass Politiker auf verständnisvoll machen und fragen, was wir denn gerne möchten. Dann hätte es auf unsere Antworten nur geheissen: «Wir könnten vielleicht in der Herbstsession eine Jugendkommission bilden, uns mit Vertreterinnen der Bewegung an einen Tisch setzen und darüber diskutieren.» Dabei war März! Was genau sollten wir also bis dann tun: warten? Hallo? Nicht mit uns!

Auf diese Haltung war das Establishment nicht gefasst. Es fühlte sich durch die subversiven Provokationen respektlos behandelt und war wohl ein Stück weit überfordert. Dafür zahlten Bewegte einen hohen Preis.

Hatten Sie damit gerechnet?

Wenn im Flimmerkasten, der ansonsten die «Tageschau», das Schwingfest oder einen Heidi-Film zeigt, Leute wie wir auftreten und sich auch noch über gewählte Politiker lustig machen, musste das in der damaligen Stimmung Folgen haben. Schlimm wurde es vor allem für meine Begleiterin. Dass sich eine junge Frau mit Migrationshintergrund so frech verhielt, löste vor vierzig Jahren extremen Hass aus. Viele Leute forderten, man müsse ihr den Schweizer Pass entziehen. Sie wurde richtiggehend fertiggemacht.

Und Sie landeten im Gefängnis.

Das war typisch für jene Zeit. Der Mann, fand man, sei hingestanden, habe seine Sache gemacht, wie ein Mann eben, und jetzt solle er auch wie ein Mann dafür büssen. Die Polizei hatte «ganze» Arbeit geleistet

und viele Anklagepunkte konstruiert. Also wanderte ich in den Knast.

Was wurde Ihnen vorgeworfen?

Es hiess zum Beispiel, ich hätte den öffentlichen Luftraum für politische Zwecke missbraucht, weil ich vor dem Gefängnis in Regensdorf ein Transparent aufgehängt hatte, um gegen Isolationshaft zu protestieren. Auch Brandstiftung wurde mir unterstellt, da ich angeblich einen Container angezündet hatte, was nicht stimmte. Und so weiter und so fort. Schliesslich kam es zum Prozess, und ich wurde zu vierzehn Monaten verurteilt. Davon musste ich neun absitzen.

Die Bewegten wurden als aufwieglerische Kräfte wahrgenommen. Sie skandierten: «Macht aus dem Staat Gurekensalat». Wollten Sie die Anarchie ausrufen?

Es gab natürlich ein paar 68er, die sich von der Bewegung revitalisieren liessen und sich bei diesem Spruch ihre Sache dachten. Der junge Mensch, der 1980 durch die Strassen rannte, meinte aber mit «Staat» nicht etwa das Parlament oder den Bundesrat, sondern die Behördenstellen, die er unmittelbar erlebte: zuerst einmal das Sicherheitsdepartement mit der Polizei und dann vielleicht noch das Sozial- oder Berufsbildungsamt. Wir hatten nicht die Absicht, die Demokratie zu zerstören.

Vorhin haben Sie aber selbst gesagt, dass gewisse Bewegte mit der Revolution rechneten.

Ich glaube, «Revolution» bedeutete in erster Linie «nicht aufhören». Hätte man nach einer genauen Definition gefragt, wären die Antworten unterschiedlich ausgefallen: von «eine gewaltfreie Bewegung in Anlehnung an Gandhi gründen» über «das Lohnsystem ändern» bis zu «alle Knäste auf – und dann zu». Ich hätte vielleicht gesagt, es brauche den Staat als übergeordnete Instanz nicht mehr, dafür eine stärker regional ausgerichtete, anarcho-syndikalistische Organisation mit Räten. Diese Vielfalt der Gedanken war nur lebbar, weil die Bewegung in Bewegung blieb.

Was diese Ansichten eint, ist der Wunsch nach möglichst viel Freiheit und wenig Staat. Trug die Bewegung also auch Züge Ihres politischen Feindbilds, der liberalen FDP?

Wir dachten nicht in Begriffen der Politik oder Wirtschaftstheorie. Es war auch nur bei wenigen so, dass sie irgendwelche Vordenker zitierten. Das interessierte uns genauso wenig wie das, was im «Tages-Anzeiger» oder in der NZZ stand. Zur Bewusstseinsveränderung führte der Kontakt mit den Mit-Bewegten, nicht das neue Buch irgendeines Philosophen.

Trotz aller Konflikte begann sich Zürich dank der Bewegung zu wandeln. Wie nahmen Sie das wahr?

Das zeigt sich gut am Beispiel des Bewegungsfilms «Züri brännt». Er beginnt mit einer langen Autofahrt durch die Stadt. Man sieht überall Strassen, Beton, Wohnsilos. Der Text dazu unterstreicht, wie kalt und leblos Zürich in unseren Augen war. Dieses Bild veränderte sich nun, weil der öffentliche Raum schrittweise zu einem Ort der Bewegung und der Begegnung wurde. Beim Bellevue zum Beispiel hattest du zuvor gar nicht verweilen wollen. Aber nach mehreren Demos entstand aus dem rein funktionalen Ver-

kehrsknotenpunkt eine Art Spielplatz, denn du hast dort nicht nur Auseinandersetzungen mit der Polizei erlebt, sondern auch lustvolle Stunden in der Gemeinschaft. Es bildete sich so etwas wie Freiraum im Zentrum der Stadt.

Hätte Zürich auch ohne die Bewegung diese Entwicklung genommen?

Es gibt Leute, die sagen: «Ein wenig mit den Bullen rumprügeln und ein AJZ, in dem Mäuse waren und Junkies herumhockten – das soll die Welt verändert haben?» Wer nicht dabei war, kann immer einen Vorwand finden, das Verpasste zu minimieren. Aber wenn du etwas fest gern hast, dann merkst du, wenn andere lügen und sich dem schlimmsten aller Gefühle hingeben: dem Neid.

Die Bewegung rief Neid hervor?

Ja, denn sie hat etwas mit den Beteiligten gemacht – und prägt sie bis heute. Für den klassischen Fall, dass jemand einfach Business machen will, eine Immobilie umbaut und da eine teure Bar reinsteckt, wäre die Bewegung nicht nötig gewesen. Aber für eine Stadt mit einer Roten Fabrik oder einem Kanzleiareal, auf dem sich die Generationen bei Pétanque und Feierabendbier vermischen, hat es sie gebraucht.

Das Interesse an der Bewegung nimmt wieder zu. Wir führen dieses Interview hier, nächstes Jahr wird es verschiedene Veranstaltungen zum Thema geben, das Schweizer Fernsehen dreht einen Dokumentarfilm mit Ihnen zum 40-Jahr-Jubiläum im Mai 2020. Worauf führen Sie dies zurück?

Jede und jeder hat doch den Wunsch, ein bewegter Mensch zu sein. Denn das bedeutet, du stehst an der Strasse, bist vielleicht betrübt, und dann laufen ein paar Verrückte vorbei und halten ein Plakat hoch: «Macht aus dem Staat Gurkensalat.» Du gehst mit, kommst mit ihnen ins Gespräch, und schon bist du dabei. Du brauchtest weder eine Ausbildung noch sonst irgendetwas. Wir durften einfach uns selbst sein. Das war grossartig!

Sie wollen sagen, dass dies heute weniger der Fall ist?

Ja, Begegnungen, wie wir sie hatten, gibt es im heutigen Zürich selten. Wir gingen in Spunten und Läden, um zu erfahren, was lief. Das persönliche Gespräch von Angesicht zu Angesicht war viel wichtiger. Unterdessen starren die Menschen sogar auf der Strasse oft bloss auf ihr Handy.

Was schlagen Sie vor?

Wir haben ja von «Revolution» gesprochen. Das heute Revolutionärste wäre, wenn Menschen sagen würden: «So, fertig jetzt mit diesen Handys!» Dann würden sie sich wieder losgelöst vom Blick auf einen Bildschirm kennen lernen. Stellt euch das mal vor!

Die Digitalisierung der Gesellschaft findet aber beileibe nicht nur in Zürich statt...

Zweifellos, und ich finde Zürich auch eine tolle Stadt. Aber anderswo gefällt es mir mittlerweile besser.

Wo denn?

In Biel. Da leben viele Menschen in prekären Verhältnissen. Schon seit jeher fühle ich mich zu Randständigen hingezogen. Auch unter den Bewegten gibt es

solche, die auf der Strecke geblieben sind, die nun IV beziehen und fast kein Geld haben. Vor ihnen habe ich grossen Respekt. Nicht jeder von uns ging in die Kultur, wurde Lehrer, Stadtrat, reich oder sehr reich.

Wann haben Sie Biel für sich entdeckt?

Im Sommer nahm ich an Thomas Hirschhorns Kunstprojekt teil, das den Bieler Bahnhofplatz in einen Begegnungsraum umfunktionierte. Er stellte eine riesige Holzskulptur zu Ehren des Bieler Schriftstellers Robert Walser auf. Das Motto lautete: «Be an Outsider! Be a Hero! Be Robert Walser!»

Von diesem Motto fühlten Sie sich angesprochen?

Ja, und so sass ich dann als gelernter Buchhändler mitten in dieser Skulptur, denn sie beinhaltete eine improvisierte Buchhandlung. Da fanden unzählige Begegnungen statt: mit Obdachlosen genauso wie mit Passanten, die den Zug verpasst hatten. Das war das Spannendste, was ich in den letzten vierzig Jahren gemacht habe.

Weil diese Begegnungen Sie an die Bewegung erinnerten?

Auch, ja. Thomas Hirschhorn kreierte einen Ort, wo alles möglich wurde – und erst noch in einer zusammengeschusterten Installation, die unseren Chaotikon-Holzstätten in der Sihl 1981 ähnelten.

Die Bewegung umfasste auch eine, die vor Gewalt nicht zurückschreckte. Wie gingen Sie damit um?

Ich verschloss mich der Militanz nicht, suchte sie aber auch nicht. Mich interessierten kreative Aktionen mehr als Prügeleien mit der «Schmier». Andererseits widerfuhr uns wirklich Schreckliches: Mehreren Demonstrierenden wurde ein Auge ausgeschossen. Viele wurden zusammengeschlagen oder eingebuchtet. Da verstehe ich, dass die Bewegung abnahm und schliesslich nur noch eine Kampftruppe an die Demos ging, um sich der Polizei gegenüberzustellen.

Wo führte das hin?

Eine Beschleunigung illegaler Aktionen setzte ein. Einmal brannte es auf zehn Baustellen gleichzeitig.

Nach dem Abriss des AJZ im März 1982 kam die Bewegung zum Erliegen. Was bleibt von ihr?

Zuerst einmal eine bestimmte Form im Umgang mit den Menschen: Wer Teil der Bewegung war, verhält sich anders. Ich würde sagen: empathischer. Durch die gemeinsamen Erfahrungen können wir gar nicht mehr hinter einen gewissen Punkt fallen. Wenn mich Leute dann daran erinnern, dass ich als Bewegter im Knast sass, sage ich: «Ja, das war nicht einfach.» Trotzdem haben wir alle etwas wahnsinnig Schönes erlebt, das durch nichts zu toppen ist. DM

SILVAN LERCH ist promovierter Germanist und Kulturjournalist bei SRF, Anja Nora Schulthess ist Kulturwissenschaftlerin und freie Autorin.
redaktion@dasmagazin.ch

Zum 40. Jubiläum organisieren die beiden nächsten Mai die Veranstaltungsreihe «Geschichte(n) '80» mit Ausstellungen und Events zur Geschichte der Jugendbewegung.